

Ihre Mitgift ist der Tod
Mit Psychoterror zur Witwe – Thriller

Leseprobe

In bitterkalter, sternenklarer Nacht geht die Familie zur Christmesse. Ohnehin gilt es, den Leuten zu zeigen wie intakt, trotz allem, diese Familie auftritt. Rudolf blickt immer in Richtung des gekreuzigten Jesus, wie viel körperlichen Schmerz musste dieser ertragen, na wenigstens blieb ihm die seelische Pein erspart. Nach dem Anzünden der Kerzen am Tannenbaum darf Annemarie die gute Stube betreten. Sie braucht für die Geschenke einen ganzen Tisch für sich allein. Ganz so nebenbei drückt Rudolf seiner Frau besagte Schachtel in die Hand: „Hier, ich habe eine Kleinigkeit für dich“, spricht er zu Johanna. Denn großen Rummel sowie den Kommentar seiner Mutter mag er nicht. Wenige Minuten später, als Adelheid fragt, was denn ihr Sohn seiner Frau schenkt, enthüllt Johanna das kleine Päckchen. Irgendwie scheint es peinlich zu sein, vielleicht hoffte sie, der Kerl kann kein Geschenk vorweisen. Dann hätten alle gemeinsam auf Rudolf eindreschen können. Der Abend wäre gelaufen, aber diesen Gefallen hat er denen nicht getan. Ein bisschen wirkt das schon wie eine Überraschung: „Das ist ein schönes Geschenk“, spricht sie gequält, ohne das geringste Mienenspiel erkennen zu lassen.

Eine kleine Geste, eventuell ein Küsschen kommt nicht infrage, schon gar nicht, wenn andere dabei sind. Adelheid und Wilhelm hatten sich in die andere Zimmerecke verzogen, es wird ihnen wohl nicht die Sprache verschlagen. Hauptsache, Annemarie freut sich, die auch gleich die vielen Bekleidungsstücke anprobiert und bestaunt.

Draußen herrscht eisige Kälte, zur Ruhe kommt Rudolf kaum, denn ständig läutet das Telefon. Rohrleitungen sind eingefroren dazu geplatzt. Den Leuten scheint es gleichgültig, ob Weihnachten oder ein anderer Feiertag stattfindet. Über ihren Mann kann Johanna nur lachen: „Du bist selbst schuld, hättest doch einen anständigen Beruf erlernen können“, spricht sie lachend, um schulterzuckend davonzulaufen. So ist das nur eine Frage der Zeit, bis Rudolf erkrankt, er leidet unter Rückenbeschwerden. Der Doktor meint, ein Nerv sei in dem Wirbel eingeklemmt. Kaum auszuhalten sind die Schmerzen, man kann nicht sitzen, nicht stehen, schon gar nicht liegen. Endlich kommt der Doktor mit einer schmerzstillenden Spritze, so richtig hilft die auch nicht. Außerdem hält das nicht lange an, der gleiche Schmerz wird unerträglicher als zuvor. Nur gut, dass die Mitarbeiter zuverlässig sind, hier wäre sonst die Hölle los. Bei Ischias tut Wärme gut, Rudolf liegt mit dem Rücken auf einem Heizkissen. Irgendwie muss der Mensch auch einmal nach draußen. Seine Frau läuft durch das Wohnzimmer in die Küche: „Kannst du mir bitte helfen aufzustehen?“, fragt Rudolf. Johanna wirft den Kopf auf die andere Seite, geht in die Küche und schlägt hinter sich die Tür zu. Das nimmt ihm erst einmal die Sprache, er glaubt, sein Herz erleidet Stillstand: „Oh mein Gott, wenn es doch für immer stehen bleiben würde“, spricht Rudolf. Was war in diese Frau gefahren, hat sie vielleicht der Teufel geritten, aus ihr kann kein Mensch schlau werden.

Waren seine Bemühungen alle vergebens, eine Ehe sieht anders aus. Ihr müsste eigentlich klar sein, dass solche bewussten Provokationen immer tiefer in die Krise führen, mit Sicherheit will sie das. Unter wahnsinnigen Schmerzen kriecht Rudolf vom Sofa, das kann er ertragen, nicht die Gemeinheiten seiner Frau. Die Grenze des Ertragbaren war längst überschritten. Wenn sie nicht mehr will, dann gilt für mich das Gleiche, jetzt hilft nur noch die Trennung. Das glaubt kein Mensch, falls er das irgendwo erzählen würde. Schon genug, wenn Annemarie jeden Tag weint, weil sie mit der Mutter überhaupt nicht mehr zurechtkommt.

Auf solch eine Art zu leben hat Rudolf keine Lust mehr, irgendetwas muss geschehen. Seine Eltern richten mit ungebetenen Ratschlägen erheblichen Schaden an. Johanna merkt dies nicht. Die Handwerksfirma wurde trotz Behördenwillkür mühsam aufgebaut. Viele der

Beschäftigten in anderen Firmen sind neidisch, des Öfteren werden Unternehmer als Kapitalisten beschimpft. Natürlich will keiner von denen die viele Arbeit auf sich nehmen. Solche Leute wollen unbedingt nach acht Stunden den Hammer fallen lassen, so läuft das nicht bei einer Selbstständigkeit. Für eine fortwährend unzufriedene, nörgelnde Ehefrau ist kein Kraut gewachsen. Es erweckt den Anschein, als würde Rudolf in Verbindung zu der alten Hexe gebracht, auf die sie bei Abwesenheit immer schimpft. Um ihm die Schuld am Tod von Angelika in die Schuhe zu schieben. Dieses Versäumnis, nicht sofort einen Arzt gerufen zu haben, richtet sich gegen ihr Ego. Wenn eine Person behauptet, in allen Lebenslagen keinen Fehler zu begehen, soll das vorkommen. Umso mehr steht die Ehe mit Rudolf in Zweifel, wenn es diesen Kerl nicht gäbe, wäre das alles nicht passiert. Das Gleiche kann der Ehemann auch von seiner Frau behaupten. Das bringt gar nichts, diese gegenseitigen Vorwürfe, wie soll das enden.

3. Kapitel

Obwohl die Gartenarbeit sehr anstrengend sein kann, macht es Rudolf Spaß, eine Rasenfläche anzulegen, alte Bäume zu roden oder dutzendweise neue zu pflanzen. Annemarie kommt weinend in den Garten gelaufen, sie flüchtet vor ihrer Mutter und sucht Schutz. Zuweilen konnte der Vater hoffen, die beiden würden alle Streitereien im neuen Haus beenden. Weit gefehlt, alles wurde noch viel schlimmer: „Du darfst natürlich auch nicht frech zur Mama sein. Geh wieder ins Zimmer, erledige Schulaufgaben, ich komme dann zum Mittagessen“, spricht Rudolf. Annemarie trottet mit hängendem Kopf davon. Viel zu schnell kommt die Essenszeit, Johanna sowie der Ehemann sitzen alleine am Tisch. Aus Trotz bleibt Annemarie im Zimmer. Sie lässt sich auch nicht vom Vater dazu bewegen, mit am gemeinsamen Mittagstisch zu sitzen. Rudolf hat soeben hungrig, auf seinem angestammten Stuhl, Platz genommen, da macht ihm Johanna heftige Vorwürfe: „Du hast draußen im Garten Spaß, während ich hier in diesem großen Haus die ganze Arbeit alleine machen soll. Und mich auch noch mit deiner Tochter herumärgern muss.“

Oh lieber Gott, sind Rudolfs Gedanken, der Bissen könnte einem gleich im Hals stecken bleiben. Er hatte gehofft, am Sonntag einen friedlichen Tag verbringen zu dürfen: „Heute Morgen hast du eine diesbezügliche Frage mit nein beantwortet“, spricht Rudolf zornig.

„Ja natürlich, ein Mann muss doch selbst sehen, wie viel Arbeit hier anfällt“, brüllt sie.

„Nein, heute Morgen war kein Abwasch vorhanden, wenn wir einen schönen Garten bekommen, bereitet das sicher auch dir Freude. Ich sehe jetzt nur viel benutztes Geschirr. In Ordnung, nach dem Essen wird abgewaschen. Übrigens vergiss nicht, wir haben ein gemeinsames Kind“, sagt Rudolf.

Regelmäßig am Sonntagnachmittag erscheint Adelheid mit Ehemann. Dazu verspürt der Sohn keine Lust, er wird sich baldmöglichst aus dem Staub machen. Vorteile einer Anwesenheit der Alten erlangt nur Annemarie. Wenigstens für diese Zeit bekommt sie mit der Mutter keinen Streit, jedes Mal gibt es Geschenke.

Schon lange hat Rudolf verstanden, wie gerne die sich ohne ihn unterhalten. Zumal es einen gibt, der auf seinen breiten Schultern alles auf sich nimmt. Eigentlich bedarf es nur eines Gespräches unter Eheleuten. Johanna mag das, interne Angelegenheiten mit den Alten zu besprechen. Wenn der Ehemann und Sohn nicht dabei ist, können sie freimütiger reden, keiner erhebt Widerspruch. Dabei findet Johanna in der Schwiegermutter immer eine Bestätigung sowohl einen zuverlässigen und jeden Meineid schwörenden Verbündeten.

Am nächsten Abend fährt Rudolf seine Frau zur Schule, die Lehrer veranstalten einen Elternabend. Johanna zittert am ganzen Körper, sie hat Angst, vor den vielen Menschen etwas Falsches zu sagen: „Du brauchst keine Angst aufkommen zu lassen, musst immer daran denken, all diese Leute gehen auch dorthin zu Fuß, wo sogar der Kaiser zu Fuß hingeht. Dann kann überhaupt nichts schiefgehen, außerdem hast du schon viele Elternabende gut überstanden. Also um neun Uhr bin ich wieder hier, mach's gut“, spricht Rudolf seiner Frau Mut zu. Viel Zeit bleibt nicht, noch etwas zu Abend zu speisen, dann einen Blick in die Zeitung zu werfen. Annemarie sagt: „Gute Nacht.“ Mittlerweile ist es kurz vor neun, er muss pünktlich sein. Die Leute kommen auch schon aus dem Schulgebäude geströmt, verabschieden sich lauthals. Hoffentlich kommt Johanna auch bald bei dieser Kälte. Denn mit abgestelltem Motor wird es in wenigen Minuten im Inneren des Wagens genau so eiskalt wie draußen. Eine Dreiviertelstunde wartet Rudolf jetzt schon, alle Lichter in den Klassenräumen sind erloschen. Nur in den Fluren brennt das Licht, die große Eingangstür steht offen. Gibt es hier keinen Hausmeister, der die Beleuchtung ausschaltet sowie die Türen abschließt, denkt sich Rudolf, als er die Schule betritt, um nachzuschauen, wo Johanna bleibt.

Aber da steht sie im langen Flur, sie spricht entweder mit einer Kollegin oder der Mutter eines Kindes. Sie würdigt ihn keines Blickes, so gut gelaunt und lachend hat Rudolf seine Frau schon lange nicht gesehen. Wenn die beiden etwas Wichtiges zu besprechen haben, ist es

besser, nicht zu stören, sonst hätte Johanna gewunken, näherzukommen. Nun ja, dann sehe ich mir eben die von Kindern gemalten Bilder an. Die Damen scheinen eine Unmenge an Gesprächsstoff nachzuholen. Rudolf war schon mehrmals den Flur hoch und hinunter gelaufen. Er blickt auf die Uhr, es ist zweiundzwanzig Uhr dreißig, als sie sich verabschieden. Auf der Nachhausefahrt herrscht eisiges, zur Außentemperatur passendes Schweigen. Es scheint klüger, erst einmal nichts zu sagen, um sich Johannas hysterische Ausbrüche für zu Hause aufzusparen. Gerade hat Rudolf das Garagentor geschlossen, er betritt das Haus, da beginnt sie: „Es bleibt immer das Gleiche, ein dummer Handwerker hat eben kein Benehmen, während unseres Gesprächs läufst du fortwährend den Flur entlang. Was soll dieser Schwachsinn, mich bräuchte keiner abzuholen, wenn wir nicht da draußen wohnen würden, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen“, brüllt sie wütend.

„Offensichtlich ist das eine Verwechslung, wahrscheinlich besitzen Lehrer kein Benehmen. Erstens erfordert es der Anstand, mich dieser Frau vorzustellen, dazu habe ich eineinhalb Stunden gewartet. Du verlangst, bei minus zehn Grad im Auto zu sitzen. Erkläre mir, warum ich das Schulgebäude nicht betreten darf“, spricht Rudolf. Soeben war die letzte Silbe ausgesprochen, da schlägt Johanna wieder zu. Ist diese Frau noch normal, geht es dem Ehemann durch den Kopf, er setzt sich auf den Küchenstuhl: „Ich sage es nur einmal, falls sich das wiederholt, bekommst du eine geschmiert, dass der Kopf herunterfällt“, spricht Rudolf. Sichtlich bemüht, nicht die Beherrschung zu verlieren, dabei ruhig zu bleiben. Darauf liefert Johanna eine ungeheuerliche Antwort: „Ja, bitte schön, nur Mut, dann wirst du endlich im Gefängnis landen“, sie lacht wie von Sinnen. Diese Frau wäre imstande, eine Drohung in die Tat umzusetzen. Obwohl Rudolf niemals eine Frau schlagen würde, denn sie weiß das ganz genau. Nein, auf gar keinen Fall kann das so weitergehen, lange findet er keinen Schlaf. Alle anderen Probleme sind plötzlich unwichtig, am frühen Morgen hat Rudolf einen Entschluss gefasst. Wie immer geht er ziemlich zeitig aus dem Haus und wird am Abend nicht wieder dorthin zurückkehren. Ein Weiterleben mit dieser Frau erweist sich als unmöglich, sie scheint zu allem fähig. Schon mehrere Stunden fährt Rudolf über Landstraßen, ohne zu bemerken, dass er im Kreis herumgefahren ist.

Denn dort vorn steht das Ortseingangsschild von Merseburg. Eine größere Menge an Schlaftabletten bekommt man nicht so ohne Weiteres. Hier in der Nähe befinden sich zwei Apotheken, vierzig Stück sind zu wenig, deshalb geht es zurück nach Naumburg. Insgesamt müssten einhundert Tabletten ausreichen, um seinem Leben ein Ende zu bereiten. Zusätzlich werden fünfzehn Grad minus den Körper so stark unterkühlen, dass ein Mensch in wenigen Stunden bis in die innersten Organe steif gefroren wird. Das hat Rudolf in einem Buch von Roald Amundsen gelesen. Der auf dem Weg zum Pol, bei eisiger Kälte keinesfalls einschlafen durfte, um nicht den Erfrierungstod zu sterben. Endlich beginnt die Dunkelheit hereinzubrechen, Rudolf verspürt weder Wärme noch Kälte. Nur nicht nachdenken über das elende Leben auf dieser Welt. Auch die Sorge um Annemarie kann ihn jetzt nicht zurückhalten. Das Mädchel wird immer älter und vernünftiger, ihre Mutter wird sich mäßigen, um sie nicht auch noch zu verlieren. Jetzt fährt Rudolf außerhalb der Stadt in Richtung Jena, dort beginnt ein größeres Waldstück.

Unterdessen war es stockfinstere Nacht geworden, als er in einen verschneiten Waldweg einbiegt. Der Volkswagen wird nur mit großer Mühe im Schnee vorankommen. Man sollte, so weit es geht, in den Wald hineinfahren, um von der Straße aus nicht gesehen zu werden. Dann bleibt das Fahrzeug mitten im Gebüsch stecken, gerade recht so, das scheint weit genug. „Herrgott im Himmel warum musste dieses Unglück geschehen, ich kann nicht mehr, bitte lass mich sterben“, spricht Rudolf flehend, die gefalteten Hände zum Himmel gestreckt. Bevor er nacheinander einhundert Schlaftabletten mit Mineralwasser hinunterschluckt. Diesmal muss das gelingen, denn schon einmal als Siebzehnjähriger trug er sich mit dem Gedanken, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Als ihm Wilhelm wegen zwei Löffeln Rübensirup und einem ausgetrunkenen Hühneri mit der Faust ins Gesicht schlug. Jedoch

wenige Tage später eine Axt nach ihm warf. Das war der Zeitpunkt, als Rudolf flüchtete, achtundvierzig Mark Lehrlingsgeld standen ihm monatlich zur Verfügung. Für die Miete sowie den Lebensunterhalt, in einem Kellerraum der Peter-Paul-Straße, mit Eisengittern vor dem Fenster. Die dreihundert Mark, welche ein Russe für eine Pistole haben wollte, war eine unvorstellbar hohe Summe, die Rudolf bei noch so großer Sparsamkeit niemals hätte aufbringen können. Wenn ihm das nur damals gelungen wäre, erst den Vater zu erschießen, dann Selbstmord zu begehen, er könnte sich das hier alles ersparen. Aber die Tabletten zeigen Wirkung. Rudolf läuft in Trance unbeschadet durch ein Flammenmeer, dann ist der Traum zu Ende und ringsum alles ganz still.

4. Kapitel

Die beiden diensthabenden Waldarbeiter, welche Holzdiebe ergreifen sollen, finden kurz vor Mitternacht eine Reifenspur, die genau in Richtung des Kahlschlages führt, wo große Mengen an Stapelholz lagern. Unmöglich, wie die Leute heutzutage Brennholz stehlen, auf Handwagen, Personenautos mit Anhänger oder selbstgebauten Traktoren rücken sie an. So schnell kann kein Mensch sehen, wie die voll beladen wieder verschwunden sind. Diesmal jedoch endet die Spur im Gebüsch, dort steht ein Personenwagen, es scheint keiner ausgestiegen zu sein. Erst jetzt benutzen die Männer ihre große Handlampe, die Scheiben sind zugefroren. Ganz deutlich ist im Inneren eine nach vorn gebeugte Person zu sehen. Einer öffnet die unverschlossene Fahrertür, doch auf das Licht der Taschenlampe reagiert der Mann im Auto nicht: „Der lebt nicht mehr“, spricht einer der Waldarbeiter.

„Ja wahrscheinlich hast du recht, er fühlt sich auch schon kalt und steif an“, antwortet der andere. Mehrere leere Verpackungen sowie ein Rest in einer Mineralwasserflasche auf dem Beifahrersitz deuten darauf hin. Der Mensch hat sich mit Schlaftabletten das Leben genommen. Was sollen wir nun unternehmen, Eile scheint nicht geboten, dem kann ohnehin keiner mehr helfen, überlegen die beiden Männer. „Wir müssten das Auto zunächst auf die Straße fahren“, spricht der Vorarbeiter. Einen Toten auf den Beifahrersitz zu bugsieren, bereitet erhebliche Schwierigkeiten. „Du, ich glaube, der hat sich bewegt, womöglich schläft der nur von den vielen Tabletten und wurde unterkühlt“, sagt der andere Waldarbeiter.

Nach einem misslungenen Versuch, das Fahrzeug zu starten, entschließen sie sich, einen Traktor zu holen. Bald eine Stunde vergeht, bis der Schlepper in den Waldweg einbiegt. Die Männer arbeiten zügig, diesmal ziehen sie keine Baumstämme, das Abschleppseil wird an der Vorderachse befestigt. Einer fährt den Traktor, der andere dahinter den Volkswagen des Selbstmörders. Ein schauriges Gefühl, neben einem steif gefrorenen Toten zu sitzen. „Wir fahren ins Krankenhaus“, ruft der Schlepper-Fahrer.

Die starke Maschine hat auch keine Mühe mit dem Personenwagen. Zu dieser nächtlichen Stunde ist kaum ein Fahrzeug unterwegs, schon gar nicht bei dem Wetter. Dann fährt der Treck auf das Gelände des Krankenhauses. Begeistert scheint der diensthabende Herrgott in Weiß nicht, jedes Mal nach Mitternacht einen Selbstmörder zum Leben erwecken zu müssen. Denn das wird diese Woche schon die dritte Person.

„Sein Körper ist ohnehin stark unterkühlt, auf eine Temperatur, welche für einen Menschen als tödlich gilt. Zumal das Gehirn geschädigt wurde, kann ich auch nichts mehr ausrichten“, lautet die Prognose.

„Na gut, wir haben es wenigstens versucht“, sagen die Forstleute. Rudolfs Fahrzeug stellen sie auf den Parkplatz. In der Notaufnahme beginnt nun der routinemäßige Ablauf. Der Mann trägt alle Dokumente bei sich, er ist verheiratet und hat ein Kind. Bei Tagesanbruch muss die Ehefrau verständigt werden. Von alledem hat Rudolf nichts mitbekommen, als er nach vier Tagen auf der Intensivstation erwacht: „Oh mein Gott, ich glaubte schon, im Himmel zu sein, habe es wohl tatsächlich nicht geschafft, mich umzubringen“, er öffnet die Augen, um dann geradewegs in die Gesichter von Adelheid und Johanna zu schauen. Die ihm hinter einer Glasscheibe vorwurfsvolle Blicke zuwerfen.

Ganz schnell schließt Rudolf seine Augen wieder, kaum zu glauben, es wird ihm augenblicklich die Höchststrafe auferlegt. Nach diesem misslungenen Selbstmordversuch als Erstes in deren brutale Fratzen sehen zu müssen. Soll das jetzt so weitergehen, Rudolf verspürt Angst vor dem Leben und vor dieser Frau. Am liebsten würde er im Boden versinken, eine noch stärkere Todessehnsucht ergreift ihn als jemals zuvor.

„Ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr, was soll dieser Aufwand hier, die vielen Schläuche und Kabel an seinem Körper. Die werden doch wohl nicht glauben, ihm etwas Gutes anzutun.“ Eine Schwester kommt herbeigeeilt: „Hallo, sind sie wach?“, Rudolf nickt mit dem Kopf. Irgendetwas stimmt nicht, es fällt schwer zu sprechen, seine linke Körperseite scheint

gelähmt. „Lieber Herrgott bitte hilf mir, entweder gesund zu werden oder dieses Scheißleben zu beenden“, fleht er mit gefalteten Händen unter der Bettdecke. Wenigstens sind die Schwestern freundlich, zumal es sogar eine gibt, die jedes Mal seine Hand streichelt. Trotzdem graust es ihm vor der Zukunft, wie wird Annemarie jetzt über den Vater denken. Ganz zu schweigen von Johanna und all den anderen. Es war ein großer Fehler, diese Frau zu heiraten. Großmutter Maria hatte sicher recht, als sie sagte: „Die Menschen aus Ostpreußen besitzen einen anderen Charakter als wir, das passt einfach nicht zusammen.“ Hätte er nur den Mut besessen, am Tag der Hochzeit vor der Standesbeamten nein zu sagen. Sogar an diesen Tag wurde Rudolf attackiert. Bis sie das erste Mal zuschlug, konnten diese Macken auch nicht als ernste Bedrohung angesehen werden. Auf keinem Fall hat ihre Boshaftigkeit etwas mit dem Tod Angelikas zu tun.